

EHRENAMTLICHE ARBEIT MIT ROMA – EIN ERFAHRUNGSBERICHT

Cornelia Rühlig

Im Rahmen meiner hauptberuflichen Tätigkeit als Museumsleiterin der Stadt Mörfelden-Walldorf¹ habe ich in den vergangenen Jahren viel zu NS-Zeit und Holocaust gearbeitet – auch weil im Stadtteil Walldorf 1944 eine KZ-Außenstelle bestand, in der 1 700 ungarische Jüdinnen und Juden inhaftiert waren.

Als ehrenamtliche Mitarbeiterin der Margit-Horváth-Stiftung² beschäftige ich mich zudem seit etwa fünf Jahren sowohl mit der Geschichte als auch der aktuellen Lage der Sinti und Roma, führe Podiumsgespräche mit Holocaust-Überlebenden Roma und deren vielfach traumatisierten Kindern durch. Bei Projekten der Stiftung in Polen und Rumänien lernte ich erstmals die dortigen – oft ghettoartigen – Verhältnisse kennen, sprach mit Vertreter_innen verschiedener Roma-Organisationen, Lehrer_innen, Roma-Schüler_innen, war beeindruckt von den sogenannten ›Mediatoren‹, die es als Kulturvermittler zwischen Roma-Familien und der Schule gibt, lernte in Rumänien universitäre Förderprogramme für Roma-Student_innen kennen, besuchte ebenso Ghettos und Müllhalden, auf denen rumänische Roma leben, hörte vor Ort von der Ausgrenzung der Ghettokinder in den Schulen und auch von EU-Programmen, die den Ärmsten der Armen ein kostenloses Schulfrühstück ermöglichen. Diese Einblicke in den Alltag der südosteuropäischen Roma werde ich nie vergessen.

Durch unsere Kooperation mit einer Roma-Organisation³ in Bukarest war es sogar möglich, dass rumänische Roma-Student_innen an mehreren einwöchigen Workshops unserer Stiftung teilnahmen – gemeinsam mit deutschen, polnischen und israelischen Schüler_innen und Student_innen.

2013 drehte die Margit-Horváth-Stiftung zudem den 45-minütigen Film »Roma in Frankfurt«⁴, in dem Rahmenbedingungen des Alltagslebens der Roma gezeigt werden. Vor allem aber kommen die Roma selbst zu Wort. Wir wählten besonders viele junge Menschen für die Interviews aus. Wir bat sie, aus ihrer Biografie zu erzählen – Familiäres, Ausbildung, Wohnsituation, Arbeit, Aspekte der eigenen Roma-Kultur und Formen ihrer Assimilation

1 Der Ort liegt 15 km südlich von Frankfurt am Main und ist Anrainergemeinde des Frankfurter Flughafens. Die KZ-Häftlinge mussten beim Bau des Flughafens arbeiten.

2 Die Namensgeberin der Stiftung und ungarische Jüdin Margit Horváth ist Überlebende der KZ Außenstelle Walldorf. Sie gab den Anstoß zur Gründung der im Juli 2004 gegründeten und nach ihr benannten Stiftung.

3 Association for Development and Social Inclusion (ADIS).

4 Die DVD ist zu beziehen über die Stiftung. URL: <http://www.margit-horvath.de/wie-wir-arbeiten/publikationen-und-film/> (Stand: 12. 12.2016).

in die deutsche Kultur. Gemeinsam mit Ulrike Holler, einer Freundin und ebenfalls Mitarbeiterin der Stiftung, führte ich diese Interviews. Immer wieder stießen wir bei dieser Arbeit auf die Stereotype, die weite Teile unserer Gesellschaft und sogar die Roma selbst beherrschen oder zumindest beeinflussen. Am schnellsten fallen uns im Alltag oder Gespräch Stereotype auf, wenn sie von anderen verwendet werden. Doch rasch wurde uns bewusst, dass wir selbst keineswegs frei davon waren. Wohl niemand von uns kulturanthropologisch Forschenden möchte ein_e Rassist_in sein, und doch ist manche Denkschablone – tatsächlich oder zumindest historisch betrachtet – rassistisch.

Im Film versuchten wir, diese Stereotype weder zu bestätigen noch das Gegenteil zu ›beweisen‹. Wir versuchten, sie möglichst außen vor zu lassen und möglichst genau zuzuhören, was uns der einzelne Rom beziehungsweise die einzelne Romni erzählte. Wir wollten sie möglichst nicht einfach nur als Individuen einer diskriminierten Minderheit wahrnehmen, sondern als individuelle Menschen.

Dies ist leichter gesagt als getan. Jahrhundertlang tradierte Stereotype haben Macht. Ulrike Holler hat durch ihre jahrzehntelange Tätigkeit als Journalistin bereits viele Reportagen über Sinti und Roma erarbeitet und kannte daher den Alltag der Roma und die entsprechenden Fördereinrichtungen in Frankfurt gut. Ich selbst arbeitete damals zusätzlich stundenweise ehrenamtlich in der Sozialberatung des Frankfurter Förderverein Roma e.V.

Unter denjenigen, die wir damals für den Film interviewten, war unter anderem eine obdachlose junge rumänische Romni, die uns besonders beeindruckte. Ramona⁵ war damals 26 Jahre alt, schlief in verschiedenen Hofeinfahrten im Umfeld des Frankfurter Hauptbahnhofes. Sie lebte – wie sie es nannte – auf der »strada«. Sie hatte nicht mehr als ein paar zusammengefaltete Kartons, auf die sie sich abends legte, um sich gegen die Kälte der (Beton-)Böden zu schützen, einen alten Schlafsack, ein T-Shirt und einen Rock zum Wechseln. Alles, was sie besaß, passte in einen Einkaufswagen aus dem Supermarkt. Dieser Gitterwagen stand tagsüber an einer der Straßenecken in Bahnhofsnähe, dort wo sich immer einige ihrer Roma-Community aufhielten. Ramona war nie alleine. Meist redete und lachte sie zusammen mit anderen Romni. Es schien ihnen trotz all der Armut, in der sie sich bewegten, nie langweilig zu sein. Sie bettelte zwischendurch, suchte in den Abfalleimern nach leeren Plastikflaschen und Dosen, um das Pfand einzulösen, telefonierte über kostenlose Handytarife, von denen ich bisher noch nie etwas gehört hatte, mit zahlreichen Familienangehörigen im In- und Ausland. Es waren meist Frauen, mit denen sie alltäglich zusammen war. Aufgrund ihrer Kleidung und ihres Aussehens sah jede_r rasch, dass sie Roma waren. Viele von ihnen kamen aus Rumänien, einige aus anderen südosteuropäischen Ländern. Sie unterhielten sich in ihrer gemeinsamen Sprache, in Romanes.

5 Die Namen aller Roma, über die ich hier schreibe, sind zu deren Schutz geändert.

Ramona ist Mutter dreier Kinder im Alter von 12, 8 und 4 Jahren. Die Hochzeit mit ihrem Mann wurde von den Eltern traditionsgemäß arrangiert. Die Eltern ihres Mannes haben – so wie es ebenfalls Tradition ist – für sie bezahlt. Das erste Kind bekam sie mit 14 Jahren. Das am Bahnhof erbettelte Geld schickte sie nach Hause zu ihren Schwiegereltern, bei denen die Kinder während ihres Aufenthaltes in Deutschland lebten. Ramona war sehr traurig, wenn sie über die Trennung von ihren Kindern sprach. Gleichzeitig war sie ausgesprochen vergnügt in ihrer Frankfurter Roma-Community. Sie hatte eine starke Ausstrahlung. Sie präsentierte sich als eine stolze Romni, selbstbewusst, hilfsbereit und interessiert an allem, was um sie herum passierte. Täglich besuchte sie eine Frankfurter Obdachloseneinrichtung der evangelischen Kirche, um sich zu duschen, Haare zu waschen, von Zeit zu Zeit dort auch neue beziehungsweise frisch gewaschene, gebrauchte Kleidung zu bekommen. In dieser Einrichtung fand auch unser Interview mit ihr statt. Ramona sprach damals kein Deutsch – außer den paar Brocken, die sie für das Betteln brauchte. Sonja Böttcher, Streetworkerin, Mitarbeiterin dieses Obdachlosentreffs, selbst eine deutsche Romni, übersetzte.

Nach diesem ersten Gespräch mit Ramona gab es viele Abende, an denen ich immer wieder zögerte, auf welchem Wege ich nach Hause fahre. Es zog mich öfters zu einem Umweg über den Bahnhof. Durch die Autoscheiben schaute ich, ob ich sie mit ihrer Schwester und ihren Freundinnen irgendwo an einer der überdachten Straßenecken sehen könnte. Gewiss resultierte dies zum Teil aus Voyeurismus, aus einem ›Abenteuergefühl‹ in der Begegnung mit dieser bislang so fremden Kultur, aus einem grundsätzlichen Helfersyndrom und dem Gefühl und Bewusstsein von sozialer Ungerechtigkeit. Speziell im Hinblick auf Ramona kam aber noch etwas Anderes hinzu. Sie verhielt sich uns gegenüber nicht wie eine Hilfsbedürftige. Sie gab uns ein Interview für unseren Film, erklärte vieles, was wir nicht wussten, nutzte die Situation aber nicht, um uns gleichzeitig um Geld zu bitten. Das beeindruckte mich. Wir bekamen etwas von ihr und sie bekam aus ihrer Sicht keine Gegenleistung. Wir gaben ihr bewusst nichts. Das verstößt gegen Grundregeln des Journalismus. Und dennoch fühlte ich mich nicht wohl, als ich anschließend wieder in das eigene teure Auto stieg und diese immense materielle Ungleichheit wahrnahm. Was ist da ein richtiges Verhalten? Im Interview hatte Ramona auf unsere Frage nach ihrer Lebensperspektive nachdrücklich geantwortet:

»Ich möchte arbeiten; ich möchte hier bleiben. Rumänien ist eine Katastrophe. Dort gibt es für uns keine Chance. Ich möchte die deutsche Sprache lernen und ich möchte, dass meine Kinder hierher kommen können.«⁶

Genau diese Sätze haben wir ernst genommen und konnten ihr über einen Frankfurter Wohlfahrtsverband kurzfristig eine Wohnung und eine Vollzeitstelle als Hauswirtschaftskraft in einer Kita vermitteln. Weder Ramona noch

⁶ Interview mit Ramona, Übersetzung durch Autorin. Das Material liegt bei der Autorin.

wir realisierten allerdings damals, was dies für die Zukunft bedeuten würde. Zunächst einmal waren wir glücklich. Wir konnten es kaum fassen, dass Ramona diese große Chance bekam.

Über die Entwicklung der auf dieses Ereignis folgenden drei Monaten möchte ich schreiben, dabei immer wieder zurückgreifend auf zahlreiche E-Mails, die ich damals mit meiner Kollegin austauschte. Ich möchte beschreiben, wie wir uns untereinander verständigten, wie wir versuchten zu helfen, wie Ramona, ihr Mann Calias und wie ihre Schwester Maria sich veränderten und letztlich, wie wir alle gefordert wurden und viel voneinander lernten – über die eigene, bisher scheinbar so selbstverständliche Kultur und über die Lebensweise der Roma.

Natürlich begann alles mit einer Art Freudenschrei:

»Liebe Ulrike, Ramona und ihre Schwester Maria sagten heute zu mir: ›Alle‹ – und damit meinen sie ihre ›Strada-Community‹ – sprechen darüber, welch großes, großes Glück Ramona hat. ›Alle sagen das!«⁷

Das wiederholten sie immer und immer wieder. Gleichzeitig kamen hier und da auch realistische, ängstliche Nachfragen wie: »Was ist, wenn ich [Ramona] es nicht schaffe, wenn ich nicht gut arbeite, wenn ich etwas nicht richtig verstehe, weil ich nicht so gut Deutsch kann.«⁸ Ich selbst hatte keine Ahnung, was passieren würde. Ramona konnte so gut wie kein Deutsch, sie stand bisher nie in einem Arbeitsverhältnis, kannte die Regeln und Üblichkeiten der Arbeitswelt in Deutschland nicht. Doch weder vor ihr noch vor mir wagte ich, diese Ängste auszusprechen. Stattdessen versicherte ich ihr, dass sie es schaffen werde. Irgendwo gab es in mir auch tatsächlich dieses (so realitätsferne) Gefühl. Ramona strahlte. Wir lachten zusammen. Sie verstand meine einfach gewählten deutschen Worte und war stolz, dass ich ihr dies zutraute.

Nach dem einführenden Gespräch mit einem Vorgesetzten machte sie sich große Sorgen. Man sagte ihr, dass sie erst nach fünf bis sechs Wochen ihren ersten Lohn bekommen könne. Auch wenn sie verstand, dass dies ›normal‹ war, fragte sie sich besorgt: »Wie kann ich dann in den nächsten Tagen Geld an meine Mutter und an die Kinder schicken?« Sie konnte nicht gleichzeitig ganztags arbeiten gehen und betteln.

Dazu kam nun die Sorge um ihre Schwester Maria. Man sagte Ramona klar und unmissverständlich, dass in dem kleinen Apartment, das ihr der Arbeitgeber zur Verfügung stellte, nur sie und ihr Mann übernachten dürften. Angesichts der geringen Quadratmeterzahl könne ihre Schwester dort nicht schlafen. Damit musste die jüngere Schwester nachts ›alleine‹ auf der Straße bleiben. Zwar würden andere Roma-Frauen bei ihr sein, doch für das Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb einer Roma-Familie war so etwas unfassbar. Gerade für Roma gibt es nichts Wichtigeres und Stabileres als

7 E-Mail von Cornelia Rühlig an Ulrike Holler, am 31.7.2014.

8 Ebd.

den eigenen Familienverband. Vertrauen in die Gesellschaft oder eine Institution existieren nicht. Die Arbeitgeber erwarteten nun also von Ramona ein Verhalten, das ihren eigenen Grundüberzeugungen und Kulturtraditionen diametral entgegenstand. Auch uns war in diesem Augenblick mulmig.

Ramona unterschrieb den Mietvertrag inklusive des eben benannten Paragraphen. Niemals zuvor hatte sie einen Mietvertrag. Selbst eine Unterschrift war ihr fremd. Sie schrieb langsam, in einzelnen Großbuchstaben. Dieses Papier, die Unterschrift, der gesamte Prozesse war für sie befremdlich. Ungebrochen begeistert war sie wenige Minuten später, als sie ihr »Jobticket«⁹ erhielt. Damit konnte sie nun zukünftig alle U-Bahnen benutzen, ohne vor Kontrollen und Strafzetteln Angst haben zu müssen. Da dies unfassbar für sie war, musste sie einfach nur lachen. In den nächsten Tagen »beschwerte« sie sich dann bei mir, dass sie nun gar nicht mehr kontrolliert würde. Ramona war bisher keinen einzigen Tag erwerbstätig gewesen, hatte niemals einen Arbeitsvertrag – vermutlich niemand ihrer Familie. Die Schule in Rumänien konnte sie nur zwei Jahre besuchen. Wegen eines Autounfalls – sie wurde als Kind auf der Straße angefahren – musste sie ein Jahr zu Hause bleiben. Danach nahm man sie nicht wieder in ihrer Schule auf. Mit 12 Jahren wurde sie verheiratet. Damit hatte sich für die Familie die Frage nach ihrer schulischen Ausbildung ohnehin erledigt. Sie zog zur Familie ihres Mannes. Lesen und Schreiben konnte Ramona bei Beginn ihrer Arbeit als Hauswirtschaftskraft nur sehr mühsam. Eigentlich aber musste sie Speisezettel lesen, einzelne Bestellungen notieren, die Küche nach einem genauen Putzplan säubern. Irgendwie schaffte sie das alles. Wirklich durchschaut haben wir ihr System damals nicht. Sicher wollte sie auf gar keinen Fall zulassen, dass irgendjemand sagte, sie arbeite nicht gut. So etwas passte nicht zu ihrem Selbstbild.

Am Tag nach ihrem Arbeitsbeginn zog sie mit ihrem Mann Calias in die kleine 1-Zimmer-Wohnung. Möbel und Hausrat hatten wir rasch im Freundeskreis zusammengetragen. Dies war in der Mittelschicht unserer Überflusgesellschaft kein Problem. Den Einzug beschrieb ich am Abend wieder Ulrike per E-Mail:

»Beim Hochtragen der Möbel und später beim Verlassen des Hauses spüre ich die befremdenden Blicke ... Roma ziehen ins Haus ... Es wird nicht konfliktfrei gehen. Doch die drei taten nichts, was »anstößig« wäre ... Lassen wir die Situation auf uns zukommen. Die Situation im Haus ist deutsche Realität ... Verhärtungen sind dafür da, dass man sie aufzulösen versucht ...«¹⁰

Wenn ich heute diesen letzten Satz lese, weiß ich, dass ich mir selbst damals Mut zusprach, dass ich Grundhaltungen formulierte, die zwar zweifellos richtig waren, aber nicht leicht zu realisieren.

9 Eine vom Arbeitgeber zu 50 Prozent bezuschusste Monatskarte für den öffentlichen Personennahverkehr.

10 E-Mail von Cornelia Rühlig an Ulrike Holler, am 2.8.2014.

Der Einzug, die Blicke der Nachbarn, mal im Treppenhaus, mal hinter der Gardine, machten mir klar: Wir sind nun inmitten einer Situation, die nicht konfliktfrei bleiben würde. So erschien mir das Ganze wie ein Kartenhaus, das jederzeit rasch wieder zusammenbrechen konnte. Die damaligen Fragen von vielen Freunden: »Meint Ihr wirklich, dass das was wird?«, trafen die Situation auf den Punkt, weckten aber dennoch sofort meinen Widerspruch: »Man muss es versuchen. Man kann nicht immer nur wegschauen, nichts tun und ›die‹ Gesellschaft oder ›den‹ Staat verantwortlich machen ...« Natürlich ist es richtig, dass manches von dem, was wir jetzt taten – zum Beispiel die unzähligen Gänge zu Ämtern –, eigentlich staatlicherseits besser und einfacher geregelt sein müssten. Es erscheint widersinnig, dass man immer wieder zu anderen Mitarbeiter_innen von unzähligen Behörden gehen muss und keiner von ihnen in der Lage ist, mit ausländischen Antragsteller_innen in ihrer Sprache zu sprechen. Selbst wir verloren allmählich angesichts der vielen unterschiedlichen Zuständigkeiten den Gesamtüberblick. Warum sind ausgerechnet diese Behörden nicht gebündelt zusammengefasst, wie beispielsweise ein Bürgerbüro, welches jeweils mit Mitarbeiter_innen unterschiedlicher Sprachkompetenzen besetzt ist? Wir sind gewiss nicht die Ersten, die diese, von außen betrachtet so einfach wirkende Idee haben.

Doch damals mussten wir die Situation nehmen, wie sie war, und reagierten wie Mütter, deren Kinder schreien und um Hilfe bitten. Man ging hin und handelte ganz einfach, wir taten, was wir tun konnten. Es blieb uns ohnehin nicht viel Zeit für Nachdenklichkeit. Wir waren mittendrin.

Ulrike Holler reagierte rasch auf meine Schilderung des Einzugs: »Vielleicht sollten wir abends mal bei den Nachbarn klingeln, uns vorstellen als Betreuer, Ansprechpartner und etwas von Ramona erzählen ...«¹¹ Gewiss eine gute und auch naheliegende Idee. Wir haben Vieles getan, für Vieles plötzlich Zeit gehabt, wenn es erforderlich war. Aber dafür letztendlich nicht. Es fiel uns nicht leicht, zu den Nachbarn zu gehen und unterm Strich zu sagen, wir verstünden, dass sie Angst vor Roma haben, die ständigen Berichterstattungen in den Medien über Kriminalität und Clanstrukturen, Wohnraumüberbelegungen und Müllberge, aber diese hier seien ganz anders, sie seien sehr nett und, falls es dennoch Probleme geben sollte, sollten sie sich an uns wenden. Gewiss ist es gut, offen auf Situationen zuzugehen, Kommunikation anzubieten, aber hatte das nicht auch etwas Peinliches? Negative Stereotype über ›die‹ Roma sitzen nicht nur in den Köpfen, sondern auch tief in den Bäuchen der Mehrheitsgesellschaft. Einige Mitbewohner_innen in diesem Haus waren Rentner_innen, andere Sozialhilfeempfänger_innen. Spontan hatten wir nicht den Eindruck, dass Gespräche ihre Grundhaltungen würden verändern können. Am ehesten half vielleicht die konkrete Erfahrung, das persönliche Kennenlernen, der alltägliche Umgang miteinander, kleine Gespräche im Treppenhaus. Wir hofften erst einmal, dass es irgendwie gehen würde, hatten ohnehin in diesen Tagen viel mit Ramona und ihrem

11 E-Mail von Ulrike Holler an Cornelia Rühlig, am 3.8.2014.

Mann zu erledigen. Wir mussten mit den Beiden, die bislang nie offiziell gemeldet waren, zur Meldebehörde, mussten uns um die Krankenversicherung kümmern, erfuhren, dass Calias nicht mit aufgenommen werden kann, da sie nicht standesamtlich verheiratet seien. So blieb er weiterhin ohne jeglichen Versicherungsschutz. Für mich unvorstellbar, geradezu ein Horror, für die Beiden war dies die Normalität. Wann immer die Ämter außerhalb der Arbeitszeit von Ramona geöffnet hatten, saßen wir nun in irgendwelchen Wartebereichen, zogen Nummern und hofften, dass die Beamten und Beamtinnen die ungewöhnlichen Verhältnisse, praktisch ihr unvermutetes Auftauchen aus dem Nichts, irgendwie akzeptieren würden.

Beim Warten in diesen Behörden bemühten wir uns untereinander stets um kleine Gespräche, mal ernst, mal lustig, mal mit Händen und Füßen, mal mithilfe des kleinen deutsch-rumänischen Lexikons, das ich inzwischen stets in der Handtasche bei mir hatte. Dabei erfuhr ich unter anderem auch Folgendes, das ich Ulrike Holler schrieb:

»... Irgendjemand sagte Ramona, dass sie Sozialhilfe bekommt, wenn sie nur vier Stunden arbeitet, d. h. die Idee ist: statt Vollzeitstelle besser diese Variante? – Wir verschieben alle weiteren Diskussionen dazu auf den Gesprächstermin am Freitag mit Sonja Böttcher [unserer Übersetzerin und Streetworkerin, selbst eine deutsche Romni, d. Verf.]. Beim gleichen Gespräch wird deutlich: Ihr Mann, Calias, hat niemals einen Tag die Schule besucht, er hat niemals einen Tag gearbeitet, er kann noch nicht einmal seinen Namen schreiben ... Ramona unterschreibt für ihn das Anmeldeformular. Dies akzeptiert die nette Beamtin ohne zu zögern ...«¹²

Meine Versuche, Ramona an diesem Tag das deutsche Sozialsystem in Grundzügen zu erklären, scheitern völlig. Als ich versuche, ohne allzu viele fremde Wörter das Ganze grafisch darzustellen, wird deutlich, dass sie mit der Abstraktion einer Grafik überhaupt nichts anfangen kann. Persönlich bin ich entsetzt darüber, dass Ramona, die so sehr um die Möglichkeit zu arbeiten bat, am fünften Arbeitstag bereits anfängt darüber nachzudenken, wie man mit halber Arbeitsstelle fast genauso viel Geld zur Verfügung haben kann. Mag sein, dass eine solche Rechnung aus ihrer Perspektive auch nachvollziehbar ist, mich empörte es dennoch. Wer gab ihr solche Ratschläge? Sollte sie nicht froh sein, eine Vollzeitstelle bekommen zu haben? Dies war doch ein Privileg. Ulrike Holler teilte meine Meinung völlig. Waren wir beide einfach ›nur‹ naive Idealistinnen? Wir lachten über unsere Prinzipien und hielten dennoch überzeugt weiterhin daran fest.

Nach der ersten Arbeitswoche führten wir ein gemeinsames Gespräch mit Ramona, ihrer Schwester Maria und der Streetworkerin Sonja Böttcher. Der zentrale Satz von Ramona lautete an diesem Tag: »Was ist das für eine Chance, wenn ich eine Wohnung habe, aber meine Familie doch weiterhin auf

12 E-Mail von Cornelia Rühlig an Ulrike Holler, am 6.8.2014.

der Straße leben muss?«¹³ Ihre Schwester schlief weiterhin draußen, ebenso ihre Schwägerin. Vermutlich würde auch ihre eigene Mutter bald nach Frankfurt kommen. Auch die Mutter bettelte schon seit vielen Jahren saisonal am Frankfurter Hauptbahnhof. Für ein paar Wochen war sie da, um Geld zu verdienen, dann fuhr sie wieder zurück nach Rumänien zu ihrem Mann. Ich konnte nachvollziehen, was Ramona sagte. Sollte sie im Zweifelsfall Mutter, Schwester oder Schwägerin draußen im Regen stehen lassen und selbst abends in ihre geschützte Wohnung gehen, die nach Roma-Maßstäben durchaus genügend Raum bot, um auch die anderen Familienmitglieder mit aufzunehmen? Wir kannten alle die Regeln des Vertrages. Wir sprachen darüber. Doch gleichzeitig fragte ich mich: Was würde ich an ihrer Stelle in solch einer Situation tun? Um ehrlich zu sein: Ich wusste es nicht. Beim Unterschreiben des Mietvertrages erschienen mir die klar formulierten Regelungen ganz ›normal‹. Zu Ramona sagte ich: »Du weißt genau, dass nicht mehr als zwei Personen in der Wohnung übernachten dürfen. Das wurde deutlich formuliert.« Ramonas zweiter zentraler Satz lautete:

»Ich muss meiner Familie Geld geben. Ich habe Verantwortung. [Bislang hatte sie pro Monat 300–400 € nach Rumänien überwiesen.] Jetzt habe ich erst mal gar nichts und später durch die Arbeit [minus Miete] für alle zusammen nur 700,- € ... Was nützt mir das? Mein Mann will lieber ›sozial‹ [Sozialleistungen], das ist besser – ›sozial‹ und weiter betteln ... ›sozial‹ meint ALG II/Hartz IV und Kindergeld ...«¹⁴

Man merkte, dass sie nun Hinweise und Tipps von erfahrenen Sozialhilfeempfänger_innen bekam. Zudem wurde eine Krise mit ihrem Mann im Laufe des Gespräches immer deutlicher. Sie war nun ganztags ›weg‹, das heißt außerhalb der vertrauten Kreise. Das war ihm fremd und damit zunächst ungeliebt. Unseren Vorschlag, zunächst drei bis vier Wochen weiter zu arbeiten und dann eine Entscheidung zu treffen, fand Ramona gut. Das entlastete sie etwas. Sie fühlte sich uns gegenüber verpflichtet, da wir ihr in kurzer Zeit Arbeit und Wohnung vermittelt und vieles Weitere für sie getan hatten. Deswegen konnte sie jetzt nicht einfach alles wieder hinschmeißen, selbst wenn sie sich damit in anderer Beziehung neue Probleme schuf. Wir sagten ihr zudem, dass ihr Mann die Möglichkeit hätte, einen ersten Alphabetisierungskurs zu besuchen. Die zentrale Frage aber sei: »Will er das?« Ramona und Maria antworteten einhellig: Er wird sagen, dass er es will, und zwei Tage später wird er wieder von ›sozial‹ sprechen und kein Interesse mehr an diesem Kurs zeigen. Am Ende des Gespräches zeigte uns Ramona, dass sie jetzt unter ihrem langen Rock eine Hose trägt. Die Hose war ihre Arbeitskleidung in der Küche, am Hauptbahnhof trug sie weiterhin den langen Rock. Diese doppelte Kleidung versinnbildlichte geradezu die Lage, in der sie jetzt steckte.

Am Abend schrieb Ulrike Holler über dieses Gespräch: »Habe die große Verunsicherung [bei Ramona] gespürt, die Freude war weg. Sonja Böttcher ist

13 Ebd.

14 Ebd.

ein Schatz, vielleicht schafft sie es, Ramona deutlich zu machen, dass ihre Arbeit nicht nur eine neue Sozialleistung für die Familie ist, sondern eine Lebenschance.«¹⁵

Klar geworden war uns auch, dass Ramonas Mann zukünftig mit in die Gespräche einbezogen werden sollte; über die richtige Form dachten wir nach, unter dem Aspekt: Welche personelle Konstellation ermöglicht es ihm am ehesten, offen zu sein? Wie viele Frauen auf einmal verkraftet er? Wie kann er zunehmend Vertrauen entwickeln und die eigenen Gedanken selbst aussprechen? Wir verabredeten uns für die darauf folgende Woche. Zwischen- durch traf ich Ramona abends am Bahnhof, um zu sehen, wie es ihr ging, ob irgendwo neue Probleme aufgetaucht waren. Es schien mir allmählich, als bekomme manches etwas ›Normalität‹.

Da erreichte mich jedoch folgende E-Mail von der Hausverwaltung:

»Betreff: Wohnung Frau Constantinu – Überbelegung

Sehr geehrte Frau Rühlig, es tut mir leid, Sie damit behelligen zu müssen, aber wie wir von Mietern und unserer Betreuerin vor Ort hören, wohnen inzwischen fünf Personen in Frau Constantinus Wohnung.

Wenn die Beschwerden zutreffen, liegt eine illegale Überbelegung der Wohnung vor, die gegen § 7 Hess. Wohnungsaufsichtsgesetz verstößt. In einer Wohnung dieser Größe dürfen maximal zwei Personen wohnen. In § 26 des Mietvertrages hatten wir vorsorglich darauf hingewiesen. Wenn wir uns als Vermieter nicht unangenehmen Vorwürfen ausgesetzt sehen wollen, müssen wir sehr bald die Wohnungsaufsichtsbehörde über die Überbelegung informieren und den Mietvertrag fristlos wieder kündigen.

Wir würden das sehr gerne vermeiden und wären Ihnen deshalb dankbar, wenn Sie mit Frau Constantinu darüber sprechen und auf Sie dahin gehend einwirken könnten, dass eine Überbelegung unbedingt unterbleiben muss, wenn Sie weiter dort wohnen will. Schon jetzt herzlichen Dank für Ihre Mühe.

Mit freundlichen Grüßen ...«¹⁶

Mit Ramona persönlich darüber zu sprechen, war für Viele und so auch für die Hausverwaltung aufgrund der sprachlichen Probleme schwierig. Zudem gab es unverkennbar die Scheu, den Kontakt direkt mit ihr zu suchen. Deswegen hatte ich überall meine Vermittlung angeboten. Ramona und ich hatten inzwischen erstaunlicherweise eine Sprache entwickelt, in der wir uns zumindest in entscheidenden Punkten durchaus präzise verständigen konnten. Noch am gleichen Abend trafen wir uns, anschließend berichtete ich wieder per E-Mail davon. Die Verschriftlichung tat gut, half die eigenen

15 E-Mail von Ulrike Holler an Cornelia Rühlig, am 9.8.2014.

16 E-Mail der Hausverwaltung an Cornelia Rühlig, am 15.8.2014.

Gedanken zu sortieren, Wahrnehmungen bewusster zu machen und damit auch zu präzisieren.

»Liebe Ulrike, ich habe Ramona und Maria am Hbf wie üblich getroffen, um dann gemeinsam in die Wohnung zu fahren. Gleich im Auto sage ich ihnen, dass ich die Nachricht bekommen habe – fünf Personen hätten in der Wohnung übernachtet. Beide sagten mir, dass dies nicht stimmt. Sie wissen genau, dass nur zwei Personen dort schlafen dürfen. Dies haben wir oft besprochen. Sie sagen, sie wissen das und halten sich auch daran. Du kannst dir vorstellen, Maria war noch weit wortgewaltiger als Ramona. Ich frage deswegen auch speziell immer wieder gezielt bei Ramona nach. Sie sagt, es gäbe gar nicht fünf Familienmitglieder von ihr in Frankfurt, sagt, dies sei alles absurd. ... Ich weise dennoch klar darauf hin, dass sie die Wohnung sofort räumen und selbst wieder auf der Straße schlafen muss, wenn mehr als zwei Personen dort schlafen. Die Vorstellung, wieder auf der Straße leben zu müssen, gefällt ihr absolut nicht. Die Wohnung ist ihr wichtig. Sie hat nun seit gestern die Möbel eines Nachbarn [der gerade ins Ausland verzogen ist] und ist stolz darauf. Es ist ihr wichtig, dass alles dort schön ist. Sogar einen Teppich hat sie bekommen ... Ich sehe später alles in der Wohnung; es ist wirklich sehr hübsch und zudem weiterhin alles sehr, sehr ordentlich. Geschirr gespült ... alles ok. Wir sprechen dort am Tisch über die Arbeit ... Sie hat starke Schmerzen am Kopf – wegen Stress, sagt sie. Ich frage, worin der Stress besteht, warum sie Stress hat. Sie kommt sofort auf die Kinder zu sprechen. Ich frage genauer nach den Schmerzen am Kopf. Erst beschreibt sie allgemein ... Ich weiß nicht, was ich mir darunter vorstellen kann. Schließlich zeigt sie mir ihre Kopfhaut – so etwas habe ich noch niemals gesehen – sie ist überzogen mit einem dicken weißen Film. Da erschrickt jeder, der so etwas sieht. Nun frage ich sehr gezielt nochmals genauer nach. Sie sagt, seitdem sie arbeitet, habe ihre Kopfhaut angefangen zu jucken ... Es sei vieles auch noch zusätzlich aufgekratzt. Sie zeigt mir den Zettel eines Arztes. Dieser hat Schuppenflechte diagnostiziert. Sie hat zudem starken Haarausfall, hat Angst, dass ihr nun alle Haare ausfallen ... Nun beschreibt sie ihre Situation nochmals von Neuem: Sie hat Angst. Es bedrückt sie sehr, dass sie nun alleine für die ganze Familie arbeiten muss. Sie hat das Gefühl, alleine schafft sie es nicht, fünf Personen zu ernähren (Mann und 3 Kinder). Ihr Mann soll eigentlich auch arbeiten. Sie kann nicht alles alleine verdienen. Aber sie weiß zugleich, dass er kein Wort schreiben, lesen und auch kein Wort Deutsch kann. Ihr ist klar, dass er so keine Arbeit bekommen kann. Es gibt eine kleine Hoffnung bei ihr, dass er vielleicht am gleichen Arbeitsplatz arbeiten kann wie sie. Ich sage: Er muss selbständig zumindest einzelne Sätze und Wörter verstehen. Im Grunde leuchtet ihr dies ein. Und wieder steht da das Gefühl der Überforderung in ihr. Sie schaut in der Wohnung rum und sagt: Warum ist das nur alles so teuer????! – Ich füge hinzu: Nein. Das

hier ist billig. Nochmals sucht sie nach einem Weg: Kann ich nicht ›sozial‹ beantragen und Kindergeld? Ich sage: Nein. Sie bekommt kein ›sozial‹ und vielleicht derzeit auch kein Kindergeld. Bei ihrer Schwester Maria wurde es auch gerade abgelehnt. Und selbst wenn sie es bekommen sollte, dann kann dies bald wieder zu Ende sein. Ich weise wieder auf die neuen Gesetzesvorhaben hin.

Sie wirkt ehrlich bedrückt. Ich sage ihr immer wieder: Um von der Straße wegzukommen, um die Kinder hierher zu holen, gibt es nur einen Weg: arbeiten. Und sie soll ihrem Mann sagen, er solle auch an die Kinder denken, wenn er darüber nachdenkt, ob er einen Kurs machen will oder nicht. Ich sage, dass ich mich sofort nach einem guten Hautarzt erkundigen werde. Ich weise sie nochmals darauf hin, dass sie nur durch ihre Arbeit nun wirklich krankenversichert ist und zu einem Arzt gehen kann ohne zu bezahlen.«¹⁷

Sehr wichtig war es, dass bei all den Problemen, die Ramona zu erdrücken schienen, weiterhin eine große Sympathie und Ehrlichkeit zwischen uns bestand. Ich hatte schließlich das Gefühl, dass die Beschuldigung, fünf Personen hätten in dem kleinen Apartment übernachtet, auch das Ergebnis der Ängste im Haus sein könnten. Deutlich wurde, dass abends häufiger jemand zu Gast kam; das mögen auch fünf Personen gewesen sein. Aber die Art und Weise, wie Ramona mir versicherte, dass niemals so viele Menschen bei ihr übernachtet haben, ließ mich ihr glauben. Vielleicht war ich naiv. Doch dies erschien mir in dieser Situation liebenswürdiger und erstrebenswerter als unser Vertrauen infrage zu stellen, nur weil Außenstehende solche Mitteilungen machten. Vertrauen war die wichtigste Basis der Zusammenarbeit zwischen Ramona und mir. Inzwischen verbrachte ich täglich gewiss ein bis zwei Stunden im Gespräch mit ihr oder mit der Erledigung ihrer Belange. Bei der Kleidung konnte sie noch beides einfach übereinander tragen, im Hinblick auf die Übernachtung aber ging es um sich widersprechende Regeln. Dies sind nur zwei Beispiele dafür, dass Ramona stets aufs Neue einen Weg finden musste, bei dem keine der beiden Kulturen verletzt wurden.

Wenige Tage später antwortete ich der Hausverwaltung:

»Betreff: AW: Wohnung Frau Constantinu – Überbelegung

Sehr geehrter Herr xxyx, Freitagnachmittag traf ich Frau Constantinu und sprach sie sofort darauf an, dass ich Mitteilung bekommen habe, dass bis zu fünf Personen in der Wohnung übernachtet hätten, d. h. unzulässige Überbelegung. Sie war sehr traurig, auch verletzt und sagte mir, dies stimme nicht. So viele Familienmitglieder seien von ihr gar nicht in Frankfurt. Sie wüsste gar nicht, wer diese 5 sein sollten ...

17 E-Mail von Cornelia Rühlig an Ulrike Holler, am 15.8.2014.

Ich wies klar und deutlich darauf hin, dass sie sofort die Wohnung verlassen müsse, wenn eine Überlegung vorläge. Dann müsse auch sie selbst wieder auf der Straße schlafen ...

Frau Constantinu sagte mir, dass sie sehr wohl wisse, dass im Mietvertrag stehe, dass nur zwei Personen dort übernachten dürfen. Dies hätten wir ihr erklärt, bevor sie den Vertrag unterschrieb. Zudem wies sie immer wieder darauf hin, dass sie sich sehr bemühen, immer leise zu sein und niemanden zu stören ... Erneut wies ich auf die vertragliche Vereinbarung hin und ließ es dann aber auch einfach so im Raume stehen.

Sie wissen, dass ein sehr offenes und vertrauensvolles Verhältnis zwischen Frau Constantinu und mir besteht. Es gab hier und da natürlich schon Dinge, die ihr nicht sofort einleuchteten, fremd waren ... Aber alle Kontroversen haben wir bislang stets offen besprochen und Lösungen gefunden. Wie es in diesem Falle ist, kann ich noch nicht wirklich beurteilen.

Gewiss ist es für die anderen Mieter des Hauses emotional nicht selbstverständlich, eine Roma als Mitbewohnerin zu haben. Statistischen Erhebungen nach lehnen es über 80 % der Bevölkerung ab, Roma in der Nachbarschaft zu haben. Vor diesem Hintergrund ist es vielleicht so, dass die Mieter Constantinu mit Argusaugen von den Anderen beobachtet werden. Doch dies alles ist gewiss auch Ihnen klar.

Ich danke Ihnen sehr für das gute Telefongespräch, das wir kürzlich miteinander führten und bitte ebenso dringlich wie herzlich darum, dass Sie mir mitteilen, wenn es wieder zu Beschwerden kommt. Im Prinzip ist Frau Constantinu auf einem bemerkenswert guten Weg – soweit ich dies von außen beobachten kann. Dass jeder Umstellungsprozess Hürden beinhaltet, ist klar. Bislang konnten wir sie in einem guten, produktiven Sinne gemeinsam beseitigen. Ich bleibe optimistisch – natürlich sehr wohl wissend, dass es Regeln gibt, die es für alle einzuhalten gilt. – Mit freundlichen Grüßen«¹⁸

Fast jeden Abend traf ich nun Ramona nach meiner Arbeit am Hauptbahnhof. Dies war weiterhin in der Freizeit ihr wichtigster Aufenthaltsort. Wir dachten ursprünglich, wir holen sie »von der Straße weg«. Nun merkte ich, dass genau dort ihr vertrautes soziales Leben war. Hier kannte sie alle, redete und lachte, hier hörte sie Neues, man informierte sich gegenseitig. Diese kommunikative Atmosphäre gefiel auch mir oft gut, wenn ich abends von der Arbeit hierherkam. Schwierig wurde die Situation für mich allerdings dadurch, dass nun auch bei anderen die Hoffnung entstand, dass wir ihnen helfen können. So einfach war das allerdings leider nicht.

18 E-Mail von Cornelia Rühlig an Ulrike Holler, am 18.8.2014.

Ein wichtiges Thema in der Roma-Community waren stets auch die Krankheiten. Krankheiten gehören zum Alltag der Roma, die auf der Straße leben. Mal ist es ein Kreislaufkollaps, mal hoher Blutdruck, Krebs, Hepatitis, Gastritis, mal Neurodermitis, Probleme mit der Menstruation und vieles mehr. Manches war durch ihre Lebenssituation nachvollziehbar, manches blieb völlig unklar. Die Selbstdiagnose der Roma lautete in der Regel: Stress. Worin besteht dieser Stress, fragte ich mich, je häufiger ich diesen Grund hörte. Hektik existierte nicht, Arbeitsdruck, dringende Termine auch nicht. Aber es herrschte eine permanente Unsicherheit, es gab keinen äußeren Rahmen, auf den sie sich verlassen könnten. Keine_r war krankenversichert. Tabletten wurden untereinander weitergegeben – je nachdem, wer gerade etwas brauchte. Alle probierten alles aus. Schmerztabletten waren das alles beherrschende ›Heilmittel‹ – ohne Ibuprofen ging nichts.

Es ist unmöglich, mir wirklich vorzustellen, was es bedeutet, nachts im Schlaf jederzeit von der Polizei geweckt und vertrieben werden zu können. Ich hörte, dass dies immer wieder passierte. Oder auch: nicht zu wissen, ob man am nächsten Tag Geld hat. Oder: Schwere Krankheiten von nahen Familienangehörigen nicht effektiv behandeln zu können, aber zu wissen, dass es entsprechende Therapien gibt. Das ist eine Welt, die ich bislang nicht kannte. Wenn ich mit Ramona oder ihrem Mann auf ein Amt ging, spürte ich in einer Vielzahl von Varianten immer wieder Angst vor den Institutionen, auch Skepsis und Ablehnung. Wie nahmen die beiden dies wahr? Konnten sie das verarbeiten? Ich fragte nicht danach, wagte nicht, es auszusprechen. Es tat weh und ich versuchte im Grunde immer, das Positive hervorzuheben, auch optimistisch zu sein.

In den nächsten Tagen fuhr ich mit Ramona zu einem Hautarzt. Während wir dort im Wartezimmer saßen, fragte ich sie, ob sie nun täglich zu Hause koche. »Ja, immer«, antwortete sie strahlend. Dann schaute sie mich nochmals von der Seite an und ergänzte:

»Ich koche und bringe das Essen zum Bahnhof. Sie haben nichts. Sie sind immer auf der Strada. Eine hatte einen kleinen Kocher, aber den hat ihr die Polizei kürzlich weggenommen. Die Polizei hat alles weggenommen, auch den älteren Frauen.«

Mich beeindruckte ihr Verhalten. Jetzt, wo es ihr besser ging, distanzierte sie sich nicht von den Frauen, mit denen sie so lange zusammen gewesen war. Sie hatten ihr Schutz geboten, sie hatten nachts zusammen auf der Straße geschlafen, hatten sich immer gegenseitig geholfen. Jetzt tat Ramona, was sie aus ihrer neuen Position heraus für sie tun konnte. Sie brachte die Töpfe mit selbst gekochten, möglichst noch warmen, vertrauten Roma-Gerichten zum Bahnhof.

Ulrike Holler und ich diskutierten auch dieses ›Doppelleben‹: Was bedeutete es, wenn ihre Kolleg_innen sie hier sehen? Was bedeutete dies für die Eltern der Kita-Kinder, die sie in der Regel ebenfalls kannte? Wie ist es mit dem Geld, das sie abends hier zeitweise weiterhin erbettelte? Sie tat es für die

Familie zu Hause, wieder war dort jemand krank. Ulrike Holler drängte nun verstärkt auf Ramonas Rückzug aus dem Bahnhofsmilieu; ich sah durch den alltäglichen Kontakt mit ihr, dass dies ihre vertraute Welt war, in der sie sich wohlfühlte. Das war noch immer ihre Heimat. Die deutsche, geregelte und reglementierte Welt, die sie zwar als sicheren Rahmen, aber nicht als den Inbegriff von Vitalität erlebte, konnte ihr dies nicht ersetzen. Mir erschien dieses Doppelleben im Augenblick unvermeidbar. Vielleicht würde es sich später verändern, wenn ihre Kinder mit in der Wohnung lebten? Mitbewohner_innen aus dem Haus erzählten mir, dass sie Ramona am Bahnhof trafen und sie gleich sehr vergnügt auf sie zugekommen sei. Ich reagierte voller Freude über diese schönen Begegnungen, wechselte danach aber doch möglichst unauffällig und rasch das Thema. Ich wollte in der damaligen Situation nicht mit ihnen über das Milieu sprechen, aus dem Ramona und Calias kamen. Ich hatte in dem Augenblick das Gefühl, bereits genug ›Baustellen‹ und vielleicht auch zu wenig Ruhe zu haben, um mir ihre Anmerkungen zum Roma-Milieu am Frankfurter Hauptbahnhof anzuhören.

Ich lachte mit Ramona darüber, dass sie in der Kita Hosen trug, am Bahnhof aber weiterhin den langen Rock. »Warum machst du das?«, fragte ich. »Wegen den älteren Frauen«, sagte sie. »Aus Respekt. Ich bin Mutter, habe drei Kinder. Da erwarten sie das.« Ich antwortete darauf: »Ramona, ich denke, Respekt ist sehr wichtig für dich.« »Ja, sehr«, bestätigte sie aus tiefsten Inneren.¹⁹ Ramona lernte die deutsche Sprache nun erstaunlich schnell. Die Arbeit in der Küche einer Kita ging ihr gut von der Hand. Die Vorgesetzten und Kolleg_innen waren ausgesprochen zufrieden mit ihr. Man musste ihr auch nur zwei Minuten an ihrem Arbeitsplatz zuschauen und schon war klar: Sie ist eine sehr zügig arbeitende Hausfrau mit einem sehr klaren Sinn für Ordnung und Sauberkeit. Bei meinem nächsten Besuch dort sagte man mir, Ramona solle möglichst bei der Arbeit flache und bequeme Schuhe tragen. Ich antwortete geradeheraus: »Sie hat keine anderen.« Am nächsten Tag gab ihr eine Kollegin ein Paar bequeme, flache Schuhe.

Ramona hatte eine starke Ausstrahlung, war zu allen freundlich und hatte für jede Situation ein vergnügtes Wort. Sie machte gerne Spaß. Die Kolleg_innen mochten sie, doch es gab auch Ängste ihr gegenüber als Romni. Das Stereotyp: ›Roma klauen‹, sitzt tief – ob man will oder nicht. Manche reflektierten es, andere verdrängten es, andere hielten sich vorsichtshalber auf Distanz. Niemand wagte es, Ressentiments öffentlich auszusprechen. Ich sprach darüber mit der Kita-Leitung. Die Kolleg_innen wussten, dass Ramona von den Vorgesetzten gefördert wurde. Neben dem Eingang aller Kitas dieses Trägerverbandes hing ein großes Transparent mit der Aufschrift: »Nein zu Rassismus.«

Bei meinen inzwischen fast allabendlichen kurzen Gesprächen mit Ramona am Hauptbahnhof kam ihr Mann nun immer häufiger dazu. Noch zurückhaltend im Hintergrund, doch zunehmend interessiert.

¹⁹ Gespräch mit Ramona.

Wenn ich ihn fragte, was er den ganzen Tag am Bahnhof machte, antwortete er: »Sitzen« und lachte – mir kam es wie entschuldigend vor – dabei. Dieses einfache Wort sagte in der Tat alles. Er saß den ganzen Tag. Als Rom, als Mann, bettelte er nicht. »Das können Frauen besser«, hieß die Begründung. Aber auch nach leeren Plastikflaschen und Dosen in Abfalleimern zu suchen, empfand er im Grunde nicht als seine primäre Aufgabe.

Calias war ganz anders als seine Frau. Er war Phlegmatiker. Er entsprach nicht dem Klischee des dominanten Rom. In der Ehe entschied Ramona schlussendlich alles. Sie war Initiatorin, Motor, Dreh- und Angelpunkt der Familie. Und dies wurde umso deutlicher, je länger sie arbeitete. Sie brachte dies selbst auf die Formel: »Ich bin Mann und Frau«, will heißen, sie war im Grunde für alles verantwortlich.

Dennoch reifte nun auch bei Calias der Gedanke, dass er vielleicht zum Geldverdienst beitragen könne. Klar und deutlich mussten wir ihm dazu zunächst sagen: Ohne lesen und schreiben zu können und ohne Deutschkenntnisse gebe es keine Chance auf Arbeit.

Sechs Wochen nach Ramonas Arbeitsbeginn teilte er uns mit, dass er gerne zur Schule gehen würde. Noch vor wenigen Tagen hätte dies niemand für möglich gehalten. Die Margit-Horváth-Stiftung meldete ihn sofort bei einem Alphabetisierungskurs für Ausländer an und übernahm dafür zunächst die Kosten. Gerade in diesen Tagen schrieb uns ein junger Student, der den oben genannten Film »Roma in Frankfurt« gesehen hatte:

»Ich würde gerne die Sinti und Roma in Frankfurt unterstützen. So genau hab' ich mir dazu noch keine Gedanken gemacht, was ich tun kann und wie (vermutlich eben im Rahmen eines Ehrenamtes), sicher ist für mich nur, dass ich gerne helfen würde. ... Da dachte ich, ich frage einfach mal nach ...«²⁰

Wir fragten Max, ob er bereit sei, den 32-jährigen Calias auf den Alphabetisierungskurs und damit auf seinen »ersten Schultag« vorzubereiten. Mehrfach »vergaß« Calias die vereinbarten Termine. Sein Verhalten wurde für alle Beteiligten grenzwertig und peinlich. Es schien ihm mulmig zu werden. Doch er war nicht in der Lage, dies auszusprechen. Als wir gerade aufgeben wollten, kam es zum ersten Termin. Es begann eine gute und kontinuierliche Zusammenarbeit. Calias hatte Angst davor, im Unterricht etwas falsch zu machen, etwas nicht zu können, er scheute sich, die Lehrerin zu fragen. Der persönliche Zusatzunterricht bei ihm zu Hause half, eine erste gewisse Sicherheit zu entwickeln. Niemals zuvor hatte Max mit einem Rom gesprochen. Bei seinen ersten Unterrichtsstunden für Calias wurde ihm unangenehm bewusst, dass auch er stereotype Bilder in sich trug. Er sprach uns gegenüber aus, dass er dies an sich bemerkte und er daran nun arbeite, weil ihn dies bedrücke.

20 E-Mail des Studenten Max an Cornelia Rühlig, am 24.9.2014.

Kaum war Calias in diese neuen Bahnen gelenkt, ergab sich aber bereits eine weitere große Herausforderung. Es blieb mir nun meinerseits nichts Anderes übrig, als mich per E-Mail an die Hausverwaltung zu wenden.

»Betreff: Probleme – so sagt man – sind dazu da, dass man sie löst ... Hoffentlich klappt's ...

Sehr geehrte xxyy,

Leider, leider gibt es seit vorgestern ein anderes sehr, sehr großes Problem ... Frau Constantinus Schwester, Maria, hat völlig überraschend mit ihrem kleinen zweijährigen Sohn ihren Übernachtungsplatz verloren. Es war eine Art 'goodwill-Abkommen', dass sie in einem derzeit ungenutzten Hause wohnen konnte. Irgendwie kam es wohl dort zu einer Meinungsverschiedenheit und damit letztlich dazu, dass sie das Haus verlassen musste. Ob es anderweitig gebraucht wurde oder was auch immer, danach habe ich mich so genau nicht erkundigt. Dies ist auch nicht mein Problem.

Wichtig und zentral war für mich: Man kann eine junge Mutter mit kleinem Kind natürlich nicht einfach auf die Straße setzen. Wenn die Polizei dies sieht, wird ihr das Kind sofort weggenommen (»Zum Schutz des Kindes«) ... Dies ist schon x-mal in Frankfurt so passiert und würde auch ihr passieren. Maria weiß, dass sie die so überaus erfolgreiche Integrationsarbeit von Frau Constantinu, Calias und mir extrem stört, wenn nicht gar vernichtet, wenn sie darum bittet, in deren Wohnung zu übernachten. ...

Ich habe gestern Abend in dieser Notsituation gesagt: 1.) Einzelne (!) Tage kann die Schwester mit ihrem Sohn in der Wohnung übernachten – wie eine Art Besuch, den jeder mal bekommt. 2.) Heimlichkeiten gibt es auch in dieser Frage nicht, d. h. ich informiere die Hausverwaltung sofort darüber. 3.) Ich versuche alles in meiner Macht Stehende, um so rasch wie möglich eine Notunterkunft zu finden. 4.) Die jetzige Lösung ist nur für einen sehr kurzen Zeitraum denkbar. 5.) Wenn wir keine andere Lösung finden, muss Maria mit ihrem Sohn zurück nach Rumänien – auch wenn wir wissen, dass die Lebensbedingungen dort für sie furchtbar sind. ...

Ich bitte nun einfach erst einmal um Ihr Verständnis und bin natürlich weiterhin für alle Nachfragen, Kritik und Anregungen Ihre Ansprechpartnerin ...«²¹

Gleichzeitig besprachen wir dies untereinander. So schrieb ich an Ulrike Holler:

»Liebe Ulrike, ... ich selbst fühlte mich erst innerlich erstarrt, als ich davon hörte. Ramona bekam sofort ein sturzbachartiges Nasenbluten und gleichzeitig extreme Kopfschmerzen ...

21 E-Mail von Cornelia Rühlig an Ulrike Holler, am 15.10.2014.

Da stand sie nun: Maria mit Kinderwagen, kleinem Sohn und all ihrer Bagage (wie das wenige Hab und Gut bei den Roma heißt) auf der Straße ... Erst telefonierte ich wegen eines Übernachtungsplatzes mit Hinz und Kunz; dann rief eine Mitarbeiterin des Fördervereins Roma e.V. an: Katastrophe, Maria sitze vor ihr, weint schrecklich, sie selbst kann keine Unterkunft finden, hat auch schon viel telefoniert. Dann telefonierte ich mit Sonja Böttcher vom Obdachlosentreff, auch sie bemühte sich vergebens. Die Katastrophe wird immer deutlicher.

Nebenbei platzt noch ein Termin, den der Student mit Calias als Schreibunterricht vereinbart hatte, weil letzterer ihn schlichtweg vergessen hatte. Meine gute Laune wird auch in dieser Beziehung nicht gerade beflügelt. Doch ich weiß, es hat keinen Sinn, jetzt sauer zu sein.

Weiterhin gute Laune zu haben, ist wichtig, auch Humor (nichts hilft in solchen Situationen mehr als das – nach meiner Erfahrung), aber (und das ist ebenso wichtig): auch sehr klare Worte braucht es. Ich treffe Maria, Ramona und Calias. Klare Worte zu Calias: Vergessen geht nicht. Das gibt's nicht. Dann ein scheinbarer Test, wie viel er schon gelernt hat, Erstaunen, Freude und Lob über die großen Fortschritte. Dann nochmals: Vergessen geht gar nicht. Das ist absolut nichts für mich ...

Ich wende mich Ramona zu, schaue mir ihre Kopfhaut an – wunderbare Erfolge seitdem wir in der Haut-Uniklinik waren. Zudem habe ich morgens ihre Blutwerte beim Arzt geholt. Alles bestens – weder Zucker noch Hepatitis noch andere gravierende Probleme ... So bleiben als Erkrankung bei ihr ›nur‹ die extremen Kopfschmerzen, die akute Gastritis, die extreme Schuppenflechte und die völlig unregelmäßige Menstruation, von der ich erst kürzlich fast zufällig erfuhr und deren Ursachen noch ungeklärt sind. Dieser Gesundheitszustand erscheint uns beiden im Augenblick extrem gut; wir strahlen und sind begeistert.

Und nun zu Maria. Sie weiß sehr wohl, dass sie bei Ramona und Calias in der Wohnung nicht schlafen darf, dass sie Ramonas große Erfolge damit kaputt macht. Wir sprechen dies immer wieder aus. Maria betont immer wieder, dass sie jetzt auch arbeiten will, unbedingt ... Ich zweifle ein wenig, denn Maria sucht meist den einfachsten und für sie bequemsten Weg. Ich weiß nicht, was ich glauben soll, spüre aber, dass diese Situation vielleicht auch zu einer Chance für Maria werden könnte. Eventuell. Sicher sein kann ich mir im Augenblick natürlich nicht. –

Ich habe von der Sozialarbeiterin des Fördervereins Roma die Aussage erhalten: Wenn Maria wenigstens einen 400.– € Job nachweisen kann, bekommt sie mit ihrem Sohn vermutlich eine Notunterkunft ...²²

22 E-Mail von Cornelia Rühlig an Ulrike Holler, am 17.10.2014.

Am nächsten Tag erfuhr ich: Maria war nicht rechtzeitig bei dem vereinbarten Termin mit der Streetworkerin. Stattdessen klingelte das Telefon nun unaufhörlich bei mir – mal war es Ramona, mal die Streetworkerin, mal der Förderverein, mal Maria. Ich kannte das inzwischen schon: Auf Probleme wurde mit Hektik und mehr oder minder blindem Aktionismus reagiert. Vor allem das permanente Telefonieren spielte dabei stets die Hauptrolle. Darüber vergaß man dann sogar die eigentlich wichtigen Termine. Ich hatte das Gefühl, wahnsinnig zu werden bei diesem Durcheinander. Beim nächsten Anruf wurde ich sehr deutlich: »Jetzt ist Schluss. Wir treffen uns morgen Nachmittag zu viert und besprechen alles.«

Inzwischen erreichte ich einen höheren Vorgesetzten von Ramona. Er war bereit, Maria einen 400-Euro-Job zu geben, um ihr und vor allen Dingen Ramona zu helfen, von deren guter Arbeit er beeindruckt war. Als ich das den beiden Schwestern am nächsten Tag erzählte, schauten mich beide fassungslos an. Ramona fielen schwere Steine vom Herzen. Inzwischen war ihr ihre Arbeit wirklich wichtig. Völlig begeisterte warf sie spontan ihre Arme in die Höhe: »Maria arbeitet! Ich kann es nicht glauben!«, sagte sie und strahlte.

Auf der Grundlage dieses Arbeitsvertrages bekam sie tatsächlich innerhalb weniger Tage eine Notunterkunft zugeteilt. Zudem konnte sie nun – als Erwerbstätige – einen Antrag auf ergänzende Sozialleistungen stellen und bekam für ihren Sohn einen Ganztagesplatz in der Kita. Dort hatte das Kind nun zum ersten Mal reichlich Spielzeug und einen Raum zum Spielen. Solange er in Rumänien bei der Großmutter aufwuchs, war er einfach draußen, hier in Frankfurt setzte Maria den Kleinen, der eigentlich längst laufen konnte, immer in den Kinderwagen, damit er in der Bahnhofsgegend nicht verloren ging und nicht alles anfasste. Es ist schließlich ein Milieu, in dem viel Dreck oder auch Spritzen von Drogenabhängigen auf der Straße herumliegen.

Doch all diese Dinge – Anmeldung, Notunterkunft, ergänzende Sozialleistungen, Kitaplatz – waren wieder mit unzähligen Anträgen und Behörden-gängen verbunden. Zum Glück hatten wir inzwischen Erfahrung in dieser Materie. Termine mussten eingehalten werden. Maria, der der Schock noch tief in den Gliedern steckte, bemühte sich redlich. Schlussendlich lief alles tatsächlich wie geplant.

Und bald danach kamen – man konnte es inzwischen schon erwarten – wieder neue Herausforderungen auf uns zu: In Rumänien erkrankte die Mutter der beiden Schwestern schwer und erwartete, dass ihre Töchter nach Hause kommen. Es fehlte Geld für die dringend notwendige medizinische Behandlung, Marias Zuverlässigkeit an der Arbeitsstelle ließ allmählich wieder nach ...

Fazit

Doch hier will ich abbrechen. Es ist bis zum heutigen Tage ein andauernder Prozess, der ab und an das Gefühl aufkommen ließ und lässt, dass stets ein neues Problem auftaucht, sobald das alte Problem gelöst ist. Inzwischen frage ich mich sogar manchmal, ob es immer Probleme sein müssen, um dem Grundgefühl ihres Lebens zu entsprechen. Haben diese Probleme auch etwas Zwanghaftes? Sind sie auch ein Resultat der jahrhundertlangen, permanenten Diskriminierung und Bedrohung? Mir wird allmählich immer klarer, dass die Titelfrage eines unserer Projekte aus den letzten Jahren von zentraler Bedeutung war: »What does it mean to be discriminated from childhood on?«²³ Doch auch wenn ich das Projekt damals leitete, die Antwort auf diese Frage bleibt mir bis heute verschlossen. Je tiefer ich in die Arbeit mit den Roma eintauche, desto mehr wird mir dies bewusst. Mir fehlte damals die Zeit, um dem systematischer nachzugehen. Mit der Zeit erinnern mich die Roma immer häufiger an Schmerzpatienten. Zufällig fand ich eben diesen Bezug auch bei dem US-amerikanischen Armutsforscher Charles Karelis. In der Zeitschrift der Bundeszentrale für politische Bildung²⁴ las ich folgende Passage:

»Menschen, die in Elendssiedlungen hineingeboren wurden und deren grundlegende Bedürfnisse dauernd unerfüllt bleiben, vergleicht der Philosoph und Armutsforscher Charles Karelis mit Schmerzpatienten²⁵. Beide leiden ständig. Wenn man Schmerzpatienten fragt, wünschen sie sich nicht, an dieser oder jener Körperstelle etwas weniger Schmerzen zu haben. Sie wünschen sich vielmehr einen einzigen schmerzfreien Tag [...]«²⁶

Vor Kurzem erinnerte ich mich an viele Situationen, in denen die Roma, die ich in Notsituationen erlebt hatte, nicht darüber nachdachten, wie sie strukturiert, Stufe für Stufe etwas verändern und verbessern könnten. Verhaltensweisen, die mir völlig unsinnig, kontraproduktiv und irrational erschienen waren, begründet Karelis vor deren eigenen Erfahrungshintergrund. Wir hatten keine Zeit, uns in den neuesten Forschungsstand einzuarbeiten. Einen Lehrstuhl für Antiziganismusforschung gibt es in Deutschland nicht. Doch es gibt Vertreterorganisationen, die sich gerade in den letzten Jahren zunehmend öffnen, an die man sich wenden kann. Dennoch bleibt es in der Praxis oftmals vorerst beim Stochern und Suchen nach möglichen Wegen und auch Erkenntnissen.

23 Tri-nationales Projekt der Margit-Horváth-Stiftung für Schüler_innen und Student_innen, Mai 2012.

24 Norbert Mappes-Niedeck: Die Last der Geschichte: Die Lage der Roma in Bulgarien und Rumänien. URL: <http://www.bpb.de/internationales/europa/sinti-und-roma-in-europa/179552/die-last-der-geschichte-die-lage-der-roma-in-bulgarien-und-rumaenien?p=all>, vom 24. Februar 2014 (Stand: 12.12.2016).

25 Charles Karelis: The Persistence of Poverty. Why the Economics of the Well-Off Can't Help the Poor. New Haven 2007.

26 Mappes-Niedeck, wie Anm. 24.

Was ich geschildert habe, ist nur ein Bruchteil dessen, was innerhalb von nur vier Monaten geschah. Aus der Fülle der Beispiele auszuwählen, fiel schwer. In jedem Beispiel steckt ein immer wieder neuer aufschlussreicher Aspekt. So gibt es zum Beispiel noch die lange Geschichte von Ramonas Beantragung des Kindergeldes. Man kann sie lustig erzählen – in all seiner Absurdität, aber auch sehr ernst oder sogar zynisch. Sie erzählt viel über die sich selbst blockierende Bürokratie unserer Behörden. Tatsache ist, dass Ramona nach einem Jahr Bearbeitung ihres Kindergeldantrages noch immer keinen Cent bekam – auch wenn niemand an ihrem Anspruch als deutsche Arbeitnehmerin und EU-Bürgerin zweifelte.

Doch das Kindergeld war extrem wichtig für sie – nicht nur für die derzeitige Situation, sondern vor allem als Voraussetzung dafür, die Kinder nach Frankfurt zu holen und eine größere Wohnung bezahlen zu können. Das war Ramonas Ziel. Die Sorge um ihre Kinder gab ihr Kraft und motivierte sie in vielen schwierigen Situationen immer wieder aufs Neue. Gerne erzähle ich von ihr voller Bewunderung.

Während ich all dies niederschreibe, frage ich mich auch, ob es überhaupt sinnvoll und produktiv ist. Schrecken all diese Probleme, dieser enorme Zeitaufwand, die permanenten neuen Herausforderungen nicht vielleicht eher davon ab, selbst aktiv zu werden? Natürlich möchte ich vor allem eines: Dass mehr Menschen eingreifen, um Roma zu helfen, dass immer mehr städtische und staatliche Stellen geschaffen werden, um beratend tätig zu sein. Das ist unser Ziel. Für Menschenwürde einzutreten in unserer Gesellschaft, das ist uns wichtig – für die Angehörigen der diskriminierten Minderheiten, aber im Grunde ebenso auch für uns selbst.



Cornelia Rühlig
Museum Walldorf
Langstraße 96
64546 Mörfelden-Walldorf
museum@moerfelden-walldorf.de